



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisetagebuch aus dem österreichischen Oberland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stand von Merkwürdigkeit ist. Die „österreichische Correspondenz“ dagegen wäre wegen ihrer Verbreitung in der ganzen Monarchie und des Einflusses, den sie so auf die politisch Ungebildeten gewinnen könnte, sehr zu fürchten, wenn das Ministerium in den Reihen seiner Freunde irgend einen Mann zu diesem Zwecke oder irgend einen weniger verrufenen und verachteten Renegaten hätte finden können.

7.

Reisetagebuch aus dem österreichischen Oberland.

8. Nach dem Schafberg.

Mitten im Walde, durch den wir hinanstiegen, um auf den Schafberg zu kommen, war ein trauliches Plätzchen, duftend von Thymian und umsummt von botanisirenden Bienen. Wir rasteten einen Augenblick, uns wie unserem Führer zu Liebe, der hier einem Kameraden aus alter Zeit begegnete. Zwei Holzfäller sägten den Stamm einer riesigen Tanne durch und unterbrachen ihre Arbeit, als wir herankamen. I, grüß Gott, Gustl, rief der Eine unserem Führer zu, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte; ich hab Dich lang nit g'sehen. Wie lang ist's? — Otern sind's funfzehn Jahr, daß ich Rekrut wurde. Seit Lichtmeß bin ich wieder heim. Wie geht's Ent (euch)? — Es geht noch, erwiderte der Holzfäller und zuckte die Achsel. — Aber grau seid Ihr worden! sagte der Führer und reichte ihm seine Bramntweinflasche. Mich freute die sichtlich Befriedigung, die in dem breiten knochigen Antlitz unsers Führers glänzte, als der erschöppte Holzfäller sein spärliches graues Haar aus dem Gesichte schob und den ganzen Rest der Flasche austrank. — Vergelt's Gott! — Na, thuts Ent nit weh! sagte der Führer und weiter ging es. Mehr Worte wurden bei diesem Wiedersehen nach fünfzehnjähriger Trennung nicht gewechselt, aber die gegenseitige Theilnahme verrieth der herzliche Klang ihrer Stimmen.

Der Führer gab uns auch die Geschichte seines alten Kameraden in wenigen Worten. Vor zwanzig Jahren war der Holzfäller ein hoffnungsvoller Bursche; er hatte ein kleines Haus und zwei Kühe geerbt, die schmucke Johanna in Schärflin war so gut wie seine Braut. Eine Fenersbrunst, entstanden durch eine Ladung Butterkrapsen, die er zu Johanna's Namenstag bei sich backen ließ, nahm ihm binnen einer Stunde die Kühe sammt dem Häuschen, die Krapsen sammt der Heirath. Er ward und blieb seit jener Zeit Tagelöhner. Diese Alpengegenden, die den fremden Wanderer entzücken, belohnen den ländlichen Fleiß des Eingeborenen lang-

sam und stiefmütterlich; der kleinste Besitz, einmal verloren, ist schwer zurückzugewinnen. Johanna ist jetzt Wittwe des Pfauenwirths in Mondsee; vor ihrer Hausschwelle pflegt der ehemalige Bräutigam, für sechs Kreuzer und einige Mittagsknödel, den halben Vormittag Holz zu hacken. —

Von Ungarn und Italien, wo er als Soldat viele Jahre gelegen hatte, machte unser Führer viel Ruhmens. Er konnte nicht genug von der tempelartigen Pracht der großen italienischen Städte erzählen und von den artigen Manieren der Leute dort, die auch sanft und gut wären, wenn man sie recht zu behandeln wisse. Der Ungar, sagte er, ist „mittheiliger“ (freigebiger) und zutraulicher, wie die Leut' hier zu Land. Nur ist er „zu viel stolz“ und hält „auf seine Ehr' mehr wie auf sein' Vorthail und das ist dumm.“ Der Ungar sollt' gut Freund mit uns sein und die Unsrigen sollten „ein' friedlichen Weg finden zu 'nem Ausgleich.“ — Nun, sagte ich; der Ruff' und der Haynau haben ja Ruh gemacht in Ungarn. — A Ruh schon, erwiderte er; aber was nuzt mir die gezwungene Lieb? Glauben's mir, so lang der Unger nit von Herzen Freund mit uns ist, steht der Kaiser auf einem Bein, und das heiß ich nit feststehen.

Im ganzen Oberland fand ich dieselbe Ansicht und Gesinnung vorherrschend, die sich in den Worten des gewesenen Soldaten aussprach; nicht von den Radikalen zu reden, welche offen den Triumph Kossuth's wünschten. Die Gutfaiserlichen beobachteten hier, in Bezug auf Ungarn, einen anständigen und ritterlichen Ton als die schwarzgelben Magyarenfresser in Wien. Ungarns Selbstständigkeit hätte der üppigen Residenz und dem ganzen Erzherzogthum den Brotkorb höher gehängt. Diese Einsicht hatte man auf dem Lande eben so gut wie in der Kaiserstadt; die Besizenden ersahnten deshalb die Wiederherstellung des alten Verhältnisses der Monarchie zu der fetten Fruchtkammer an der Theiß und Donau, aber die Rücksicht auf ihren materiellen Vorthail machte sie nicht gemein und wüthig. Man hörte hier kein Schimpfen und Fluchen auf die „Rebellen und Räuber.“ Der Krieg wurde als eine traurige, durch das Interesse des Volkes gebotene Nothwendigkeit angesehen, nicht als eine Execution und Rache für die beleidigte Majestät von Gottes Gnaden. Von den Magyaren sprach man wie von einem ebenbürtigen, ehrlichen auswärtigen Feinde, und bei der Nachricht, daß man kriegsgefangene Offiziere und Feldherrn wie arme Sünder an den Galgen hing, wird manche gutfaiserliche und fromme Seele im Oberland sich schauernd bekreuzt haben.

Da sind wir endlich, nach dreistündigem Steigen, auf der weiten Alm des Schafberges. Zuerst begrüßen uns die niedrigsten Bastarde von der Welt, die Gems-Zicklein, welche hier weiden; sie scheinen von der Menschheit eine entsetzlich gute Meinung oder, trotz des würzigen Kräuterreichthums auf der Alpe, großen Hunger zu haben; jeden Wanderer umhüpfen sie in den possirlichsten Sprüngen, lecken ihm Brosamen aus der Hand und suchen ihm die kleinen Köpfe mit den

Knebelbärten und den gewundenen Hörnchen, die ihnen gewiß nur als Wappenzier, nicht als Vertheidigungswaffe dienen, in Rock- oder Hosentasche zu zwängen, halb zur Liebkosung, halb um eine Brotkrume zu erbetteln. Ihre Augen leuchten heller und selbst ihr Wädern klingt sanfter wie das der thalgeborenen Gaisse; der feine Knochenbau und die Grazie der kleinen Gestalten verräth ihre morgantische Abstammung von irgend einem adligen Gemshock des Hochgebirges. Und wo bleibt die sanfte Hirtin dieser zarten Thiere? Auf einen langen Pfiff des Führers kommt sie aus einer der entfernteren Sennhütten mit großen Schritten herangewandelt; strumpfslos, in Holzpantoffeln, einen breitkrämpigen schwarzen Strohhut auf, einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand; die Korallen des Rosenkranzes, den sie an den Gürtel gesteckt hat, könnte man für Flintenkugeln halten und das messingene Kreuz, das sie auf der Brust trägt, dürftest Ihr gestrost auf dem Grabhügel Eures Großvaters aufpflanzen; es bliebe nicht unbemerkt. Erschreckt nicht vor der Höhe und Breite dieser viereckigen Sennerin; es ist wahr, sie hat Matrosenarme und ihre Haut erinnert an den rothen Neckarsandstein der rheinischen Dome, wenn vier Jahrhunderte ihn ehrwürdig überruht haben, allein das stark ausgezeihelte Antlitz sagt Euch treuherzig: Ihr werdet in meiner Hütte den Schlaf des Gerechten schlafen und im Nothfalle trage ich ein Duzend solcher Herrchen in meiner Schürze den Berg herauf.

Grü- es Gott, Kinder! ruft sie mit Lawinenstimme und langt ein kleines Lönnchen aus der Tasche: eine ungeheure Tabaksdose, die sie galant herumreicht. Ich will enk gleich an guaden Schmoarrn machen, denn Ihr müßt ausg'hungert sein. Der tiefe Kehllaut in ihrem gedehnten „I-ach“ und „glei-ach“ versezt euch nach Tyrol, nicht wahr? Aber die Natur schert sich wenig um Landkarten und Grenzfähle; den tyrolischen Kehllaut und andere verwandtschaftliche Zeichen hört man auch im ganzen Gasteiner Thal, im Pintschgau, in vielen salzburgischen und obersteirischen Bergen. Wie die Regel und Kogel, so sind die Volksstämme von einem Stock. Die in Tyrol üblichen Begrüßungen sind hier schon ebenfalls allgemein. Dem Arbeiter in Wald und Feld ruft man: „Thuts enk nit weh!“ Der Beruf des Jägers, Mähders und Holzfällers im Gebirge ist oft halbsbrecherisch genug. Den Fußwanderer, gleichviel ob er leucht oder behaglich schlendert, grüßt man mit der wohlwollenden Mahnung: „Lassens ihnen Zeit!“ oder kurz: „Zeit lassen!“

Wir wollen uns jedoch keine Zeit lassen, sondern die Gunst des Augenblicks benützen. Bleiben wir auf einem Vorsprung der Alm stehen, so lang es die Dämmerung erlaubt. Eben ist die Sonne im Untergehen und zwischen die spizen Berge bei Salzburg fällt ein dichter Regen von purpurnem Sonnenstaub; man nennt's Alpenglühen. Weiterhin aus der schattigen bairischen Hochebene blizt ein goldfarbiger, nachenförmiger Streifen: der Chiemsee. Rechts in der Tiefe liegen ein paar waldumrauschte Thäler, wie schöne Zauberinnen, auf dem Rücken hinge-

streckt, die feucht blauen Augen, — so klein sind die Seen von hier aus — zum Himmel aufgeschlagen. Doch ist das nur ein Vorgeschmack des Anblicks, der uns morgen, wenn Wind und Wolken wollen, für das einstündige Klettern auf die Felsklippe des Schafberges belohnen wird. Da oben überblickt man achtzehn Seen auf einmal, und über dreißig Gletscher, wie fromme Altäre, trozige Burgen, phantastische, in Eis verwandelte Himmelsstürmer gestaltet, sieht man im Sonnenaufgang erglänzen. Und der brausende Morgenwind raunt Euch dazu das Gebet der Luftgeister in die Ohren. Da kann Einer andächtig werden, wenn er sich nicht schämt.

Die beste Vorbereitung auf diesen Naturgottesdienst wäre, in der Sennhütte bei einigen Bowlen Punsch eine fromme Nachtwache zu halten. Von süßem Schlaf und angenehmen Träumen kann ohnedies nicht die Rede sein. Die Sennhütte hat keinen Rauchfang, sie läßt den Rauch, so gut er kann oder will, durch Thür- und Wandrißen sich einen Ausgang suchen. Ihr kriecht auf einer Leiter über die Thür des Rinderstalls auf den Dachboden und deckt euch mit nebelfeuchtem, rauchdunstigem Heu zu und werdet dann und wann aus dem Halbschlummer durch melancholisches Geläut aufgeschreckt; Ihr zählt anfangs Eins, Zwei, Drei bis Dreizehn und dann erst merkt Ihr, daß nicht die Thurmuhren der Dörfer tief unter Euch geschlagen haben, sondern die Kuhglocken im Stalle.

Während wir noch auf dem Vorsprung der Alm standen, erhob sich ein so dichter und wässernder Nebel, daß wir froh waren, uns bis zur Sennhütte durchzutappen. Auf dem gewaltigen Heerde prasselte ein lustiges Feuer und darüber saß ein „Reindl“ (eine Pfanne) von zwei Schuh Durchmesser, worin unser „Schmarren“ bereitet wurde. Die Sennerin hatte zehn Maß Milch, einen halben Sack Mehl und ein Ei dazu genommen; unser Gesamtappetit war nicht im Stande, den fünften Theil der leckeren Speise zu vertilgen, glücklicher Weise intervenirten Führer und Sennerin mit siegreichem Erfolge. Nach der Mahlzeit langten wir einige Flaschen Wein aus dem Korb des Führers und setzten uns rings um den Heerd, die Nachtwache zu begeben. Wir waren unser Sieben: ich, mein Freund Don Isidor Amabile, ein Wiener Hofmeister mit drei Zöglingen, die ihrem Erzieher in der Kenntniß aller noblen Passionen überlegen waren und ihm fortwährend im Bon Ton Unterricht gaben, und ein Dr. der Philologie Muck aus Oestreich. Dieser Mecklenburger war praktischer wie wir Alle und setzte sich ohne Weiteres auf den Heerd selbst, unmittelbar ans Feuer; die Nähe der Flamme schützte am sichersten vor dem quälenden Rauch. Während er Kamaschen und Schuhe auszog und an der Gluth trocknete, erzählte er uns mit höchst bedächtiger und langsamer Stimme sein langweiliges Schicksal. Zum fünftenmal in diesem Sommer bestieg er heute den Schafberg und noch wußte er nicht, ob er zum letztenmal in dieser Hütte übernachten werde. Seine Braut in Rostock, obgleich ebenfalls eine Mecklenburgerin, war sentimental. Sie kannte das Salzkammergut und hatte ihrem Zukünf-

tigen das Wort abgenommen, daß er nicht heimkehren wolle, ohne auf dem Schafberge einen klaren, reinen Sonnenaufgang gesehen zu haben. Fünfmal stieg er hinauf und wachte mit betrübtem Sinn die Nacht durch und stets stellte sich beim Morgenrauen „grobes Wetter“ ein. Aber Muck hielt sein Wort mit deutscher Treue; auch den Gamskrahvogel bei Gastein und den Untersberg bei Salzburg hatte er, im Auftrage seiner Braut, während eines gelinden Sprühregens erstiegen, und vielleicht sitzt er noch jetzt im December auf der Alm bei der riesigen Sennerin auf dem Heerde; denn der Schafberg ist ein launischer Gott und enthüllt seinen Scheitel lieber im Winterfrost als im Sommer.

Uebrigens schilderte Muck seine selbstauerlegten Leiden mit einem allerliebsten trockenen Humor, und ließen ihn die Naturschönheiten, welche er für seine Braut gewissenhaft in's Tagebuch eintrug, kälter als uns der Schmarrn, so machte er dafür über Land und Leute manche treffende Bemerkung. So verbreitete er sich über die

9. Gedenktafeln,

die im Oberlande viel häufiger sind als Meilenzeiger und Wegweiser. Wo irgend Jemand in's Wasser fiel, in den Abgrund stürzte, von einer Lawine erstickt oder beim Holzfällen von einem ungeschickten Baumstamm erschlagen wurde, ragt eine Tafel zu seinem Gedächtniß mit möglichst lakonischer Beschreibung des Unglücksfalls, mit einer Aufforderung zum Gebet und einer Malerei, die gleich Dante's göttlicher Komödie Himmel, Höll' und Fegefeuer zugleich umfaßt. — In der Umgegend von Ischl, hob Muck zu erzählen an, gefielen mir die Erinnerungstafeln weniger; die Schulmeister haben dort zu viel Einfluß darauf und verderben durch ihr schlechtes Hochdeutsch die edle Naivetät in der Orthographie und Illustration dieser Monumente. Hart am Eingang des Städtchens erzählt eine Inschrift, daß die Jungfrau Barbara „durch Uebersteigung des Zaunes“ ihren Geist aufgab; das soll heißen, sie sei in den Abgrund gestürzt, der einige Schritte hinter dem bewußten Zaune gähnt. Je weiter ich mich von Ischl entfernte, desto inniger ging mir die Poesie des Volks- und Pfaffenstyls auf. Zwei Bemerkungen, meine Herren, muß ich zum Verständniß dieser Denkmale vorausschicken. Sie sind erstens aristokratisch. Nicht jedem Knecht oder Tagelöhner, der den Hals bricht, widmet man eine Tafel, sondern nur wohlhabenden, respectablen Leuten. Drei Ochsen, glaub ich, muß Einer wenigstens besitzen, um auf ein illustriertes Andenken rechnen zu können. Dies beweist die nie oder selten fehlende Bezeichnung: „der geachte“ N. N., oder „der hierortige angesehene Bauersohn.“ Zweitens hat der fromme Brauch durchaus keinen gemeinen utilitarischen Zweck. Ich sah am Rande eines steilen Felsweges, von wo ein „geachter Fuhrmann“ in der Dunkelheit mit Ross und Wagen in den See stürzte, eine kleine Gedenktafel an einem dünnen Pfahl hängen; der Mangel eines schützenden Geländers hatte das Unglück veranlaßt.

Das Geländer fehlt noch jetzt und die Tafel hängt gerade auf der Stelle, wo selbst ein schwindelfreier Mann nicht ohne Gefahr sehen kann, um die Inschrift darauf zu lesen. Das Unglück besteht ferner nicht darin, daß Peter Schwandauer oder Paul Grunzinger den Hals gebrochen hat, sondern daß er ihn brach, ohne vorher gebeichtet und Absolution erhalten zu haben.

Zu Ausnahmefällen ist der Maler tolerant genug, anzunehmen, daß die Verunglückten im Zustand der Gnade gestorben sind; Ihr seht z. B. ein Floß auf der Almfluth scheitern, die Floßführer fallen eben in's Wasser, in ihren besten Sonntagskleidern und mit lustig ziegelrothen Backen. Warum sollten sie auch erschrecken? Vermuthlich haben sie erst den Tag vorher gebeichtet und Jedem wächst ein rothes Kreuz aus dem Kopfe, als Einlaßkarte in den indigoblauen Himmel, wo man Gott Vater, Sohn und heiligen Geist den Ertrinkenden Willkommen! zulächeln sieht. Auf den meisten Bildern jedoch flammen die Schrecken des Fegeseuers, und darüber steht zu lesen: „Dieses bildnuß Allhier gemacht, Von Wägen den unglücksfahl mit Den Jakob Gschreyter bauersohn. Weill er Muszte enten Sein leben i. J. anno 34 Des Herrn, Einen bahm fällend, Vülle Scheit holz Haben Ihm Erstossen. lieber Läser, dhue Mein Gedenken, Mirr ein vatter Unser, Ave maria schencken.“ — Das klingt ja so originell wie ein Wiener standrechtliches Urtheil!, sagte ich. — Warum sollt es nicht? fuhr Muck fort. Die Unglücksfälle im Gebirge haben etwas Standrechtliches, oder vielmehr das politische Standrecht hat etwas von der Blindheit der Elemente. Im Oestreichischen sind die Gedenktafeln immer noch moderner als im Altbairischen, wo ich oft ihre mehr als mittelalterliche Einfalt und Rohheit anstaunen mußte. Wenn Sie den graden Weg von Salzburg nach dem Königssee wandern, so finden Sie auf dem schönen Waldpfade, etwa eine halbe Stunde vor Berchtesgaden, linker Hand, einen Eichbaum mit einer Gedenktafel, an der Sie nicht vorbeigehn dürfen, ohne sie genau zu betrachten. Unter dem halbverwischten Haupttext winden sich zwei nackte, mit Ketten an einen Pfahl gebundene Sünder in den schilffartig aufsprühenden Flammen des Fegeseuers; die schmerzverzerrten Gesichter deuten an, daß sie längst gar und gut geschmort sein müssen. Unter dem Fegeseuer prangt der fromme Spruch: „Du wirst von dammen nicht herauskommen, Bis du nicht bezahlet auch den letzten Heller.“ Man sollte denken, die christlichen Mahnworte seien einem Pfäfflein in den Mund gelegt. Behüte! Ueber dem Fegeseuer sitzt, in grauen Wolken, die Mutter Gottes in höchsteigener Person und zeigt mit dem Finger triumphirend auf die Flammen herunter, welche ihr recht wohl zu thun scheinen, denn ihr aufgedunsenes blaßes Gesicht lächelt mit dem behaglichen Phlegma einer Holländerin, die ein Kohlenbecken unter ihre Beine gestellt hat, — oder wie die Wirthin im „Neuhaus“ in Berchtesgaden, als sie mir die Rechnung auf den Tisch legte! O glückliches Baierland, Gott gebe uns Dein leichtes Bier und behüte uns vor Deiner schwerblütigen Frömmigkeit! —